

Ruinöser Kitzel

30 000 Spielsüchtige gibt es in der Schweiz. Neue Casinos werden noch mehr Menschen abhängig machen.

Von Thomas Schenk

Es ist ein Zwang. Wenn Manfred K. Geld hat, muss er es verspielen. Bis zum letzten Franken, sonst hat er keine Ruhe. Wenn der 35-jährige Verkaufsangestellte am 25. des Monats den Lohn erhält, verliert er die Kontrolle. Fährt mit 4000 Franken ins Casino und bleibt so lange hinter einem Spielautomaten hocken, bis das Geld weg ist. Die Wohnung musste er aufgeben, sein Lohn wird gepfändet, um die Steuerschulden abzustottern. Manfred K. ist spielsüchtig, seit 16 Jahren. Wie ihm ergeht es in der Schweiz über 30 000 Betroffenen.

Das hat letztes Jahr eine Studie an der psychiatrischen Klinik der Universität Genf ergeben. Weitere 120'000 Personen stuften die Forscher als potenziell gefährdet ein. 1991 hatte die Weltgesundheitsorganisation (WHO) die Spielsucht auf die Liste psychischer Störungen gesetzt. Seither wächst das Interesse an den Menschen, die ihre Ersparnisse verspielen und in Schulden versinken.

Ob Roulette, Poker, Black Jack, Spielautomaten oder Lotto - das Angebot an Geldspielen ist gross. Rund 7000 Automaten stellen in der Schweiz eine Verlockung für potenzielle Spielsüchtige dar, die Hälfte davon steht in einem der rund 20 Kursäle, die andere Hälfte in Restaurants und Spielsalons. 300 Millionen Franken nimmt die Branche jährlich ein. Dazu kommen 1,3 Milliarden Franken, die für Lotto ausgegeben werden. Zusätzliche 300 Millionen verspielen Schweizerinnen und Schweizer in grenznah gelegenen Casinos wie Konstanz, Bregenz, Evian oder Campione.

Lange brauchen die Spielfanatiker nicht mehr über die Grenze zu fahren. Bald wird das inländische Angebot kräftig wachsen. Nach der Zustimmung zum Spielbankenartikel 1993 herrscht nun in der Branche Goldgräberstimmung: Ende September 2000 wurden die Gesuche für die Konzessionen eingereicht, im nächsten Jahr legt der Bund die Standorte der maximal 30 Casinos fest. Experten rechnen mit einem Umsatz von einer Milliarde Franken, wovon die Hälfte über Abgaben dem Bund zufließt.

Damit wird ein grossflächiges Experiment mit der Spielsucht gestartet. Ein Versuch, dem sich die Betroffenen nicht entziehen können. «Es ist dieser Adrenalinstoss beim Spielen», erklärt Manfred K. seine Leidenschaft. «Dieser Kick lässt mich alles vergessen.» Es sind nicht die praktischen Seiten des Geldes, die ihn locken, weder ein neues Auto noch die Traumferien. Was zählt, ist einzig das körperliche Glücksgefühl beim Spiel.

Was abhängig macht, ist der Nervenkitzel, glaubt der deutsche Psychologe Gerhard Meyer. Die «lustvoll-euphorische Hoffnung auf Gewinn und die Angst vor dem Verlust» treibe Menschen in die Sucht. Sogar eine körperliche Wirkung ist wissenschaftlich belegt. Eine britische Studie von Kenny Coventry aus dem Jahr 1997 zeigt, wie sich die Herzfrequenz beim Geldspiel erhöht; je höher der Einsatz, desto rascher schlägt das Herz. Auch der Blutdruck steigt an. Bereits 1986 konnte der Wissenschaftler Jack Henningfield empirisch belegen, dass die Wirkung von Geldspielen jener von psychoaktiven Drogen wie Heroin oder Kokain sehr ähnlich ist.

Im Geschäft mit der Sucht ist die Stimulation entscheidend. Mit den Konzessionen für weitere Spielstätten wird der Kick multipliziert. Neu dürfen Casinos die Jackpots ihrer Glücksspiele vernetzen - von Rorschach bis Lausanne, von Basel bis Lugano werden die Kassen zusammengeschlossen. Mit diesem «Super-Jackpot» winken Gewinne von mehreren Millionen Franken. Bisher mussten sich obsessive Spieler damit begnügen, gleichzeitig an mehreren Automaten Geld einzuwerfen, um die Spannung zu verstärken.

Einerseits wird das Glücksspiel aktiv mit neuen Konzessionen gefördert. Andererseits sind die Betreiber mit so genannten Sozialkonzepten angehalten, die schlimmsten Auswüchse zu verhindern. Mit Eingangskontrollen, der Schulung des Personals und eigenen Therapieangeboten soll die Spielsucht eingedämmt werden. Wohl um das schlechte Gewissen zu beruhigen, hatte der Bundesrat auf diese Schranken im Spielbankengesetz gedrängt.

Die Branche nutzt die Auflagen, um ihr Image aufzubessern. Fast sämtliche Schweizer Suchtexperten wurden bemüht, um den Präventionsprogrammen einen seriösen Anstrich zu geben. Kritiker sprechen von einer Alibiübung. «Die Sozialkonzepte sind reine Ablenkungsmanöver», sagt Mario Gmür, Psychotherapeut und seit Jahren engagierter Spielbankengegner. Damit würden die Gefahren des Geldspiels verharmlost. Dass die Zahl der Süchtigen steigen wird, bezweifeln auch die Betreiber nicht. «Trotz der Sozialkonzepte wird es mehr Süchtige geben», glaubt Michael Favrod von Swiss Casinos. «Die Konzepte können einen Anstieg nicht verhindern», sagt auch Benno Schneider, Präsident der Eidgenössischen Spielbankenkommission.

Der Trend ist vorgegeben. «Je grösser das Angebot an Geldspielen, desto mehr Süchtige gibt es», fasst Schneider die Erfahrungen aus dem Ausland zusammen. Ein Zusammenhang, den die Genfer Psychiater Christian Osiek und Guido Bondolfi 1999 in einer Umfrage auch für die Schweiz gezeigt hatten. Den höchsten Anteil an Spielsüchtigen ermittelten sie im Tessin (1,6 Prozent der Bevölkerung) und im Kanton Freiburg (1,2 Prozent) - beide liegen deutlich über dem Schweizer Schnitt von 0,8 Prozent. Das Tessin verfügt über die grösste Dichte an Casinos, Freiburg ist bekannt für die hohe Zahl von Spielautomaten in Restaurants.

Um der drohenden Ausbreitung der Sucht zu begegnen, werden bereits neue Therapieangebote für Spielsüchtige geschaffen. In Basel ist vor wenigen Wochen eine ambulante Station eröffnet worden, an der Spielsucht und andere Abhängigkeiten behandelt werden. Die Psychiatrische Universitätsklinik in Zürich hat schon vor einem Jahr mit der stationären Behandlung von Spielkranken begonnen. Neuartig am Konzept, das von Andreas Canziani geleitet wird, ist das Spieltraining. Die Patienten spielen täglich eine Stunde unter Betreuung an hauseigenen Automaten. Sie lernen, «das Innenleben der Automaten besser zu verstehen», sagt Canziani. Das soll den Spielsüchtigen zeigen, dass es langfristig unmöglich ist, die Maschine zu überlisten.

Wer um Geld spielt, kann nur kurzfristig gewinnen. Das weiss auch Brana C. Die 49-Jährige wendet seit 15 Jahren ihren Verdienst als Kellnerin für das Spiel an Automaten auf. Mehrmals hatte sie dabei Gewinne von 1000 Franken und mehr erzielt. Doch schon am nächsten Tag war jeweils wieder alles verspielt. «Wenn ich Geld habe, lässt mir das keine Ruhe. Im Automaten hat es einen Magneten, der zieht mich an.»

Die Industrie fördert den Kitzel bewusst. «Die Geräte werden psychologisch immer attraktiver», erklärt Suchtexperte Canziani. Folgeschwer war Mitte der Achtzigerjahre die Einführung der Risikotaste an den Spielautomaten. Damit war es möglich, den Gewinn auf einen Schlag zu verdoppeln oder zu verlieren. «Das hat das Suchtpotenzial der Geräte exponentiell steigen lassen», sagt Canziani.

Auch bei der Kundschaft sehen die Casinobetreiber noch Potenzial. «Statistisch gesehen sind Frauen in Casinos untervertreten», erklärt Christian Vollmer, Chef des Spielautomatenbetreibers Escor. Das soll nun korrigiert werden: Mit der Gestaltung der Räume, mit Shows und Dancing will Vollmer Casinos für Frauen attraktiver machen.

Anziehend ist auch das Internet. Im World Wide Web gibt es keine Limiten. Ohne Eingangs- oder Alterskontrollen kann jeder bequem von zu Hause aus zocken, 24 Stunden am Tag. Ein Internetzugang und Kreditkarten genügen. Die virtuellen Spielbanken haben ihren Sitz meist in der Karibik; den Schweizer Behörden sind die Hände gebunden. Die Internet-Casinos gehen raffiniert ans Werk: Der Einstieg ist so einfach wie möglich gestaltet, spezielle Gratisrunden sollen die Leute auf den Geschmack bringen, damit sie später harte Währung in die Hand nehmen. Von da aus ist der Weg in die Sucht kurz.

Das hat Stefan E. erfahren. Der 38-Jährige kam per Zufall aufs Spiel. Zusammen mit ein paar Freunden fuhr er vor Jahren ins Casino nach Baden-Baden. Danach ging er ab und zu allein in einen Kursaal. «Ich belohnte mich damit, wenn ich ein gutes Geschäft abgeschlossen hatte», erinnert sich der Verkäufer. Bis ihn schliesslich die Sucht ergriff und er sich pro Woche vier Mal an einen Black-Jack-Tisch setzte. Längst hat er das Kapital der eigenen Firma verspielt. 80 000 Franken seines Schwagers halfen ihm, den Konkurs abzuwenden.

Daraufhin liess sich Stefan E. wieder anstellen. Das Geld verwaltet seither seine Frau. «Am schlimmsten waren die Lügengebäude, die er aufbaute», sagt sie. Denn auch sie musste die Rolle mitspielen und

versuchen, gegenüber den Kindern, Freunden und Verwandten ein intaktes Bild zu wahren. «Ich wurde selbst zur Lügnerin», erinnert sie sich heute resigniert.

In den wenigsten Fällen bleibt es bei Lügen. Sind die eigenen Mittel einmal aufgebraucht, pumpen Spielsüchtige Freunde und Verwandte an. Ist diese Quelle versiegt, kommt es zu Diebstählen, meist am Arbeitsplatz. Sie versuchen, den erlittenen Schaden wieder gutzumachen und geraten immer tiefer in den Schlamassel. Fachleute reden von «chasing», der Jagd nach dem verlorenen Geld. Der Ausgang dieser Anstrengung ist vorgegeben, der Weg führt weiter in die Illegalität. Rund ein Viertel der Spielsüchtigen, schätzen Fachleute, kommen auf Grund ihrer Abhängigkeit mit dem Gesetz in Konflikt.

Der allerletzte Ausweg für viele bleibt der Suizid. Die verheerende Wirkung des Geldspiels zeigt sich nirgends deutlicher als in Las Vegas: Die Casino-Metropole weist die höchste Selbstmordrate der USA auf.

Suchtentwöhnung - «Extreme Beeinträchtigungen»

Andreas Canziani therapiert in Zürich Spielsüchtige in stationärer Behandlung.

Facts: Herr Canziani, warum ist eine stationäre Behandlung Spielsüchtiger nötig?

Andreas Canziani: Sie ist nötig im Hinblick auf die neuen Spielbankenkonzessionen. Die Zahl der Spielsüchtigen wird zunehmen. Die Psychiatrie muss also frühzeitig die nötige Infrastruktur schaffen.

Facts: Dabei wird sie von den Casinobetreibern unterstützt. Sie selbst sitzen im Sozialbeirat der Swiss Casinos.

Canziani: Ich führe im Auftrag von Swiss Casinos Abklärungen von Spielsüchtigen durch und schule das Personal im Umgang mit Spielsüchtigen. An die Behandlungskosten hier an der Psychiatrischen Uniklinik zahlen sie nichts. Was stimmt: Dank den Engagements der Industrie stehen für Forschung und Therapie mehr Mittel zu Verfügung.

Facts: Welcher Personenkreis kommt zu Ihnen?

Canziani: Zwei Drittel sind Schweizer zwischen 30 und 45 Jahren, meist Männer. Häufig sind sie im Aussendienst tätig und arbeiten isoliert. Ein Drittel sind Immigranten. Sie sind besonders gefährdet: Sie kommen mit überhöhten Erwartungen in die Schweiz. Wenn die Hoffnung auf ein besseres Leben zerbricht, versuchen viele, durch das Spiel zu Wohlstand zu kommen.

Facts: Sind Frauen weniger gefährdet?

Canziani: Nein. Aber bei Frauen verläuft die Spielsucht anders. Im Gegensatz zu Männern stürzen sie selten völlig ab.

Facts: Wie wird jemand spielsüchtig?

Canziani: Der Übergang vom Vergnügen in die Sucht ist fließend. Viele haben nach einem Schicksalsschlag mit dem Spielen begonnen. Sie wurden krank, eine nahe stehende Person starb, ihre Ehe wurde geschieden. Typisch sind auch Konkurrenzsituationen zum Vater in der Kindheit. Entweder war der Vater autoritär oder sehr schwach. In beiden Fällen ist eine gesunde Ablösung vom Elternhaus nicht möglich. Im Spiel wollen diese Menschen beweisen, was in ihnen steckt. Doch statt Anerkennung zu finden, scheitern sie erneut.

Facts: In welchem Zustand kommen die Spielsüchtigen zu Ihnen?

Canziani: Sie leiden unter extremen psychischen Beeinträchtigungen. Ihre Gedanken sind aufs Spielen fixiert, sie werden aggressiv oder depressiv. Es kommt zu einer irreversiblen Veränderung der Persönlichkeit. Sie sind abgestumpft, kontaktscheu, haben Suizidgedanken. Doch sie spielen weiter, obwohl sie den Arbeitsplatz verlieren, die Beziehung in die Brüche geht. Alle sind hoch verschuldet, im Schnitt mit 100 000 Franken.

Facts: Wie können sie lernen, den Spielimpuls zu kontrollieren?

Canziani: Das Konzept baut auf verschiedenen Therapiemodulen auf. Psychotherapie, Ergo-, Mal- und Musiktherapie. Wichtig ist die Spieltherapie. Am Spiel mit Automaten oder am Spieltisch sollen die Patienten erfahren, warum sie trotz der negativen Konsequenzen weiterspielten und wie sie die Kontrolle

zurückgewinnen können. Das soll ihnen klar machen, dass sich die Geräte niemals überlisten lassen. Zudem setzen wir Antidepressiva ein, um die Spiellust zu dämpfen.

Facts: Der Einsatz von Medikamenten ist umstritten.

Canziani: Heute verfügen wir noch über wenig Informationen zum Einsatz von Medikamenten gegen Spielsucht. Mit unserer Arbeit haben wir die Chance, wichtige Erkenntnisse zu gewinnen. Nach den bisher gemachten Erfahrungen gelingt es uns jedoch, die Spiellust zu dämpfen.

Spielerkarriere – Das Leben verpfuscht

Mehr als zwei Jahrzehnte abhängig: Roulette hat Kurt Schären zum IV-Bezüger gemacht.

Im Alter von 21 Jahren fand Kurt Schären zum Glücksspiel. «Zuerst war es reine Neugier», sagt er. Dabei gewann er auch Geld. Rasch wurde Roulette zu seinem Lebensinhalt. Am Arbeitsplatz verschärften sich die Probleme, und er hoffte, mit dem Spiel seinen Unterhalt verdienen zu können. Doch nach einem halben Jahr war der heute 44-Jährige mit 50 000 Franken verschuldet.

Auf dem Höhepunkt seiner Sucht hatte Schären die Kontrolle über sein Tun verloren. Zwar setzte er sich jeweils Limiten. Doch kaum war dieser Einsatz verspielt, machte er weiter, beschaffte sich die nötigen Mittel. War er ohne Geld, fiel er in einen depressiven Zustand, sperrte sich tagelang in seiner Wohnung ein.

Kurt Schärens Biografie folgt der klassischen Spielerkarriere. Nach ersten, positiven Erlebnissen (Gewinnphase) nehmen Intensität und Einsätze zu. Der Spieler nimmt mehr Risiko auf sich und verliert mehr Geld (Verlustphase). Nach und nach geht der Bezug zum realen Geldwert verloren, das verfügbare Geld wird regelmässig verspielt (Verzweiflungsphase). Zwei Beschäftigungen füllen dann den Tag aus: das Spiel und die Beschaffung von Geld.

«Die Spielsucht hat mein Leben zerstört», sagt Schären heute. Seit mehreren Jahren wird er von Panikattacken heimgesucht, nachts schreckt er schweissnass aus dem Schlaf auf. Er ist in psychiatrischer Behandlung und lebt von der Rente der Invalidenversicherung. An Erwerbstätigkeit ist nicht zu denken. Immer wieder holen ihn Depressionen und Schuldgefühle ein. Er hat Schulden gemacht, Leute belogen, Freunde enttäuscht. Und auch seine Gesundheit aufs Spiel gesetzt; zuletzt konnte er nur noch mit Alkohol und Beruhigungstabletten spielen. «Ich habe mein Leben verpfuscht», zieht er bitter Bilanz.

Warum ist Schären dem Spiel verfallen? «Ich war sehr einsam und orientierungslos, suchte in Casinos Kontakt.» Was sehr einfach ist. Bald grüsste ihn das Personal persönlich. Als Stammgast wurde ihm sogar ein reservierter Parkplatz zugeteilt. Er unterschätzte das Suchtpotenzial des Glücksspiels. «Mir war nicht klar, welche Gefahr darin steckt.» Umso kritischer verfolgt er jetzt die Vorbereitungen, in der Schweiz neue Spielbanken aufzubauen. «Casinos sind ein Rekrutierungsfeld für künftige Spielsüchtige», kritisiert Schären.

In den Neunzigerjahren liess sich Schären sperren, um sich den Zugang zu Casinos unmöglich zu machen. Zum Absturz kam es erst wieder 1998. Trotz der Sperre wurde Schären ins Casino Konstanz eingelassen. Nach drei Wochen war er um 100 000 Mark ärmer. Dass ihn gleichzeitig andere Casinos abwiesen, machte ihn stutzig. Er belangte den Konstanzer Casinobetreiber, forderte Schadenersatz, weil die Spielsperre nicht beachtet worden war. Noch steht der Entscheid des Landesgerichts aus; sollte Schären verlieren, will er vor den Bundesgerichtshof ziehen.

Rund eine Million Franken hat Kurt Schären seine Spielsucht gekostet. Hatte er anfangs noch als Elektriker 60 Stunden pro Woche im Akkord gearbeitet, kam er später mit Personalvermittlung zu Geld. Obwohl er nebenbei mit Occasionsautos handelte, reichte das aber nicht. Er machte Schulden, bis er zuletzt das Haus seiner Mutter verspielt hatte.